



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Germanische Heiligtümer

Teudt, Wilhelm

Jena, 1934

12. Theotmalli

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79278](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79278)

12. Theotmalli

Leistruper Wald — Detmold

Die Bedeutung des Wortes Theot mit seiner vielgestaltigen Schreibweise in urkundlichen Namen der Stadt Detmold bis zurück zu dem Theotmalli, wo der Kampf zwischen Karl und Wittekind stattfand, ist Volk. Es ist dasselbe Wort wie Teut in Teutoburg. Das Malli = Mal ist das Gericht oder die Gerichtsstätte.

Im Leistruper Walde, auch Steinhagen genannt, 6 km östlich von Detmold, (Übersichtskarte und Sonderkarte) soll nach Schierenberg das alte Theotmalli (Volksmalstätte) gewesen sein. In der Tat enthält dieser geheimnisvolle, etwa 2 Quadratkilometer große Wald so viele Beweise seiner einstigen kultischen Bedeutung und weist auch sonst so entsprechende Verhältnisse auf, daß die Behauptung Schierenbergs, der besonders auch auf urkundliche Gründe aufmerksam machte, Recht behalten hat. Er kannte außer den Opfersteinen auch die Reste der zyklonischen Mauer im südlichen Teile des Waldes, ohne daß ihm die Kenntnisse seiner Zeit die Möglichkeit einer Deutung derselben gegeben hätten.

Zwei schwere Felsblöcke, von denen ich einen im Bilde zeige, 500 m voneinander entfernt, werden im Volksmunde und auf den Karten der Landesaufnahme als Opfersteine bezeichnet. Mulden und unverständliche Einbohrungen sind an ihnen zu bemerken, aber sonst nichts, so daß die meisten Beurteiler mit den Achseln zucken. Im Walde liegen an mehreren Stellen Hunderte von unbehauenen Steinen, darunter zahlreiche grobe Blöcke bis 1 Kubikmeter und mehr wüßt umher. Sie dürften aus dem Sandgestein des Berges stammen. Wie es kommt, daß sie so lose auf dem Waldboden liegen, darüber scheint auch von Geologen keine einheitliche Antwort zu haben zu sein. Seit Menschengedenken haben die Umwohner sich zu ihren Bauten Steine aus dem Walde geholt; zuletzt ist noch eine gewaltige Mauer, ähnlich wie ich sie in der Abb. 58 bringe, im Jahre 1917 zum Wiederaufbau des abgebrannten Haupthauses von Döringsfeld verbraucht. Auch zum Wegebau sind die Steine verwertet. Der natürliche Steinreichtum scheint mir eine der Ursachen gewesen zu sein, warum die Alten sich den Wald zu ihren kultischen Zwecken ausgesucht haben; aber er hat auch eine hervorragende Lage.

Der Mangel einer sonstigen Bearbeitung und irgendwelcher Zeichen oder Bilder an allen uns bekannten Opfersteinen erklärt sich aus der im Altertum zu findenden Vorschrift, die Altarsteine „unbehauen“, also im Naturzustande zu lassen. Lächerreihen, die mit der Absicht der Spaltung und Zerstörung der Steine eingehauen sind, falls sie zum Wegschleppen zu groß waren, sind zu einem Teile zweifellos auf die Befehrszeit zurückzuführen, weil Steine und Blöcke von jeder gewünschten Größe im Walde genug vorhanden sind. Niemand unternimmt eine so schwere Arbeit der Sprengung, wenn sie gänzlich überflüssig ist. Der Stein, den ich im Bilde zeige, hat der Zerstörungsabsicht getrotzt und die Arbeit, ihn gemäß dem ersten Edikt von Nantes (vgl. Seite 201) zu verschleppen, ist den Eisern doch auch zu schwierig gewesen.

Ein Verbot des Behauens von Altarsteinen finden wir im Alten Testament, Josua 8, 31. Anders wurde es mit den Tempeln selbst gehalten (Esra 5, 8). Solche Zeugnisse sind uns auch für die Erkundung unserer germanischen Verhältnisse um so wichtiger,

je mehr wir es lernen, in der Bibel und auch im Alten Testamente die ehrwürdigen Bestandteile religiöser Urvorstellungen, Urempfindungen und Urbräuche der Menschheit aus der Überwucherung und Belastung mit semitischer Eigenart herauszuerkennen. Der biblische Anteil an der Urüberlieferung hat ja seine nachweisbaren Wurzeln. Abraham kam aus Ur in Chaldäa, dem Sitz uralten Wissens, und Moses war am ägyptischen Königshofe „in aller Weisheit“ der Ägypter unterrichtet. Auf diese Weise findet der auffällige Mangel an Inschriften, Zeichen und sonstiger menschlicher Bearbeitung der kultischen Steine ihre ausreichende Erklärung. Bei den Mulden an unserem Opfersteine kann man sich allerdings des Gedankens nicht erwehren, daß Menschenhand nachgeholfen habe, um den Stein zum Schlachten großer Opfertiere bequemer zu machen.

Eine große Aufmerksamkeit ist dem Leistruper Walde bisher nicht zugewandt, obgleich auch die alten Namen der Forstbezirke es unzweifelhaft machen, daß wir uns auf einst geheiligtem Boden befinden. Wir haben die Zeitspanne noch nicht überwunden, in der man die Bedeutung der alten Namen unter grundsätzlicher Nichtachtung eines etwaigen in die germanische Zeit zurückreichenden Sinnes auf die leichteste Weise zu erklären suchte. Auch unsere Zeitgenossen im 20. Jahrhundert können sich schwer wieder hineinfinden, daß für unsere Alten im schroffsten Gegensatz zum Materialismus die ganze Umwelt durchgeistet war und von ihnen durchgeistert wurde — nicht unter dem Gesichtspunkte der Ursache, sondern im Lichte der davon ausgehenden Wirkung.

Herr Weifen von der Fissenknicker Mühle, der schon früher durch einen Zeitungsartikel versucht hatte, dem Leistruper Wald Beachtung zu verschaffen, führte mich zu den Resten des schon von Schierenberg erwähnten zyklopischen Steinwall'es. Herr Landwirt Dickwied, dessen Name mit dem Wied zusammenhängen dürfte, an dem sein Hof liegt, zeigte mir eine gradlinige Reihe von groben, einzeln stehenden Blöcken, deren Zahl in seiner Jugend noch 60—100 gewesen sein möchte, die aber jetzt auf die Hälfte zusammengeschrumpft ist. Um diese Überlieferung sicherzustellen, gebe ich in der Anmerkung das Zeugnis des Herrn F. Düsterfiel, Detmold¹. Herr Wilke fand dazu noch ein aus einem kümmerlichen Rest bestehendes eindruckliches Gegenstück sowie weitere deutliche Linien, zahlreiche Erdwälle, Mauern und auch ein ganzes Feld voll Steinhügelgräbern zwischen dem „Anick“ und der „Fissenknicker Mühle“, deren Einbeziehung in den ganzen heiligen Bezirk sich durch einen Wall zeigte. Dazu kommen die Zeugnisse Scheppes von dem in den letzten 60 Jahren verschwundenen Reichtum, so daß wir vor einer Überfülle von Erscheinungen stehen, die von der einstigen regen und mannigfaltigen Benutzung des Waldes durch offenbar große Volksmengen reden. Die vielen Umhörungen innerhalb des Waldes können kaum anders erklärt werden, als daß die verschiedenen Volksteile, Gaue und Hundertschaften ihren angewiesenen

¹ Er schreibt: Im Leistruper Walde war der schnurgerade verlaufende breite Waldweg, der nach Meiningen führt, an einer Seite auf einer Strecke von einigen hundert Metern mit Steinen von $\frac{1}{2}$ bis 1 Kubikmeter besetzt, die leider zum größten Teil in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts zertrümmert und zu Grenzsteinen benutzt worden sind. Die Entfernung der Steine voneinander war unregelmäßig und Lücken von einigen Metern dazwischen. Ich habe diese Steinsetzung noch deutlich in Erinnerung. F. Düsterfiel. (Geb. 1856.)

umhegten Platz hatten, wo sie während des Aufenthalts für ihre Verpflegung sorgten. Dazu stand ihnen in Quellen, Bächen und Teichen das Wasser reichlich zur Verfügung.

Eine unschätzbare Unterstützung der Erforschung des „Steinhagens“ oder Leistruper Waldes sowie einer Anzahl anderer Plätze in hiesiger Gegend ist im Sommer 1929 unvermutet entstanden durch die bisher unbekannte, ungedruckte Handschrift, in der Oberst Scheppe das Ergebnis seiner jahrzehntelangen Arbeit in den 60er und 70er Jahren niedergelegt hat. Wissenschaftliche Sorgfalt und Klarheit zeichnen die mit zahlreichen vortrefflichen Zeichnungen ausgestatteten 115 Großseiten aus. Unsere Abb. 58 zeigt eine der noch 1871 im Walde vorhandenen, mittlerweile ganz be-

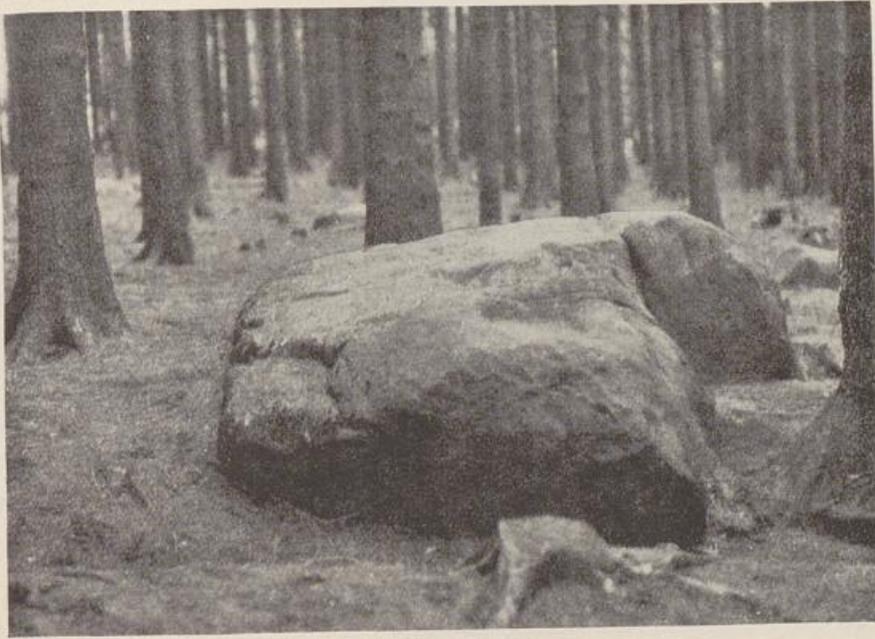


Abb. 57. Opferstein

seitigten Mauern, von deren unmöglicher Deutung als Hude-, Eigentums- oder Schutzgrenze späterer Zeit sich jeder Beschauer sofort überzeugen wird. Wir sehen darin die unwidersprechliche Bestätigung unserer Deutung der Mauern und Steinsetzungen, wie sie uns die Bilder des gegenwärtigen Zustandes zeigen. Der Titel lautet: „Verschiedenes aus dem alten Sachsenlande“. Wir verdanken die Überlassung dem Interesse und der Einsicht des Sohnes des Verfassers, des Herrn Korv.-Kapt. Scheppe-Eutin. Unsere Karte vom Leistruper Walde bringt das jetzt gewonnene Bild desselben noch nicht; ihre Neubearbeitung hat begonnen.

Für die Archäologie liegt im „Steinhagen“, den wir mit aller Bestimmtheit nunmehr als einen heiligen Hain erklären müssen, ein weites, nahezu unerschöpfliches Feld der Forschung vor. Die Aufgabe übersteigt durchaus das Wollen einzelner, die sich — wie Schulrat Schwanold bisher schon — um sie bemüht haben.

Die Steinalleen, d. h. die in gerader Linie gesetzten einzelnen Blöcke, sind zwar ein Beweis erster Ordnung für den kultischen Charakter des Waldes, weil sie

ihre Entsprechung in den Steinalleen Südinglands und der Bretagne haben, aber eine Erkennung ihrer Verwendung ist noch unmöglich (Abb. 1). Gewaltige Trümmer in Hüntemeiers Kamp sind ganz ohne Erklärung.

Eingehendere Gedanken können wir uns aber bei dem rundlichen Steinwall zwischen Brenneise und Mittelhain machen. Für die Annahme, daß es die Umhegung einer alten Siedlung sei, fehlt nicht nur der Beweis, sondern die bisherigen Erfahrungen sprechen gegen sie; auch wird eine gewöhnliche Siedlung innerhalb eines heiligen Hains nichts zu suchen haben. Alle sonstigen Erklärungsversuche für den zyklonischen Steinwall sind völlig ungläubhaft und haltlos. Mit großer Bestimmtheit kann ich die Behauptung aufstellen: hier haben wir die Trümmer der Umhegung einer germanischen Malstätte. Für sie trifft alles zu, was wir vor Augen haben; sie befindet sich im Einklang mit der bisherigen Malstätten-Forschung, und sie stellt zu der Gesamtanschauung, die wir uns vom Leistruper Walde zu machen haben werden, einen wertvollen Beitrag. Gegen die Behauptung aber spricht nichts (Abb. 59).



Abb. 58. Zyklopenmauer (Leistruper Wald)

Die eingehendste Darlegung dessen, was über die germanischen Malstätten zu sagen ist, finden wir bei E. v. Wetus (Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte, Eis-Verlag in Zeit). Er selbst nennt seine Arbeit das Ergebnis langjähriger mühevoller Forschungen sowohl in Geschichts- und Sprachwerken, Ortsnamenlisten, staatlichen, kirchlichen, Gemeinde- und Sippenurkunden, als auch zahlloser Ortsbesichtigungen auf weiten Reisen und Wanderungen. Nach ihm umfaßte eine Malstatt (auch Ding, Tum, Weichtum, Wichhus genannt): 1. Das Mal (eine Eiche, Eiche, Buche, Linde oder Birke, stellenweise eine Säule) darin das Malkreuz \times gehauen ist, in dem heiligen Ring. 2. Die Hundmühle. 3. Den blauen oder blutigen Stein, den Opferstein. 4. Den aus verschiedenen Hölzern bestehenden Brandstapel oder Opferstoß. 5. Den heiligen Bronn (Sonnborn). 6. Den Hammer des Tor, das Rechtszeichen, das im Malkreuz aufgehängt wurde.

Die Malstatt war umgeben mit einer hölzernen Umhegung (einem doppelt gelatschten Balken) und roten Weishebändern, sowie mit einer Umwallung. Die äußere Umhegung des Versammlungsplazes bestand aus Hagedorn, Hasel, Hülse, Brombeer oder anderen Dornen, im Sumpfbereich auch Binsen. Zum Ganzen gehörte der Hain und weiterhin: die Kampfwiese — Das Allod des Edeling, aus Herrenhof und Wirtschaftshof bestehend, von dem ein versteckter Weg zur Malstatt führte. — Die

Verbrennungs- oder Bestattungsstätte. — Das Hochgericht oder Wolf. — Wachtürme oder Hügel. — Sonstige Stätten der Götterverehrung.

Mag auch v. Wefus in seiner sich anschließenden Deutung von Ortsnamen hier und da fehlgreifen, seine Malstättenforschung ist jedenfalls von hohem Wert und bietet zahlreiche Anregungen.

Allen Anzeichen nach ist der Leistruper Wald als ein Stück des Markengürtels anzusehen, der sich zwischen dem Cherusker- und Angrivarier-Stamm befunden hat, und der bei den Externsteinen Anschluß an die große Osning-Mark mit den vielen gemeinsamen Heiligtümern der angrenzenden Stämme gehabt hat. Von den Externsteinen und dem Holzhäuser Teutberg zieht sich der Gürtel über den Brautberg und Bannenberg bei Schmiedissen, die Schönemark, Fissenknick (durch Wall verbunden mit der Fissenknicker Mühle), Leistruper Wald, wie es scheint, bis zur Veltheimer Mark östlich Blotho (vgl. S. 89).

Es sind freilich nur Bruchstücke, aber der Gürtel ist doch noch deutlich genug zu verfolgen. Westlich fängt allmählich die Siedlungsweise an, in der die Einzelhöfe überwiegen, östlich von ihm sind die geschlossenen Dorfschaften, wovon uns ein Blick auf die Karte der Landesaufnahme 1:100 000 überzeugen kann. Auch wird mir mitgeteilt, daß sich in der niedersächsischen Sprechweise ein Unterschied bemerkbar mache, z. B. darin, daß auf der östlichen Seite für „nich“ das „mef“ herrscht, während die westliche Seite dafür das „mi“ hat, — ein in der Stammesforschung auch sonst beachteter Unterschied.

Wenn der Leistruper Wald der Ort für die gemeinsamen Volksversammlungen der beiden genannten germanischen Stämme gewesen ist, so erklären sich auch die großen Ausmaße des heiligen Hains und insbesondere der auf einem gewölbten Gange gelegenen Malstätte, deren Umgebung sich nach rechts, links und vorn rundbühnlich erhebt. Es konnten Tausende beobachten und hören, was auf der Malstätte vor sich ging und geredet wurde. Der Steinwall der Malstatt selbst ist noch etwa 180 m lang und würde vielleicht 250 m haben, wenn der gestörte Ring vervollständigt würde. Das

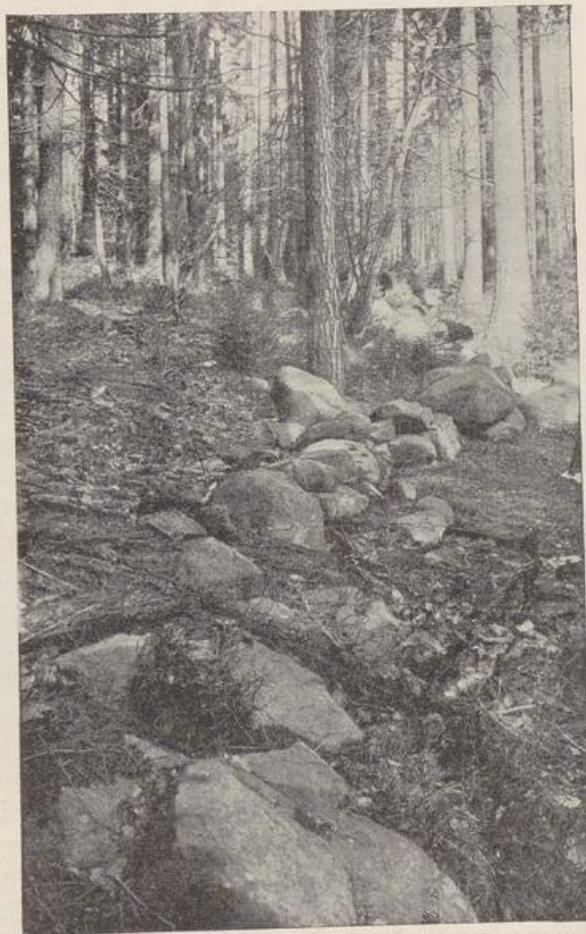


Abb. 59. Malstattumhegung (Leistruper Wald)

für die Opferhandlung notwendige Wasser, das einer jetzt noch erkennbaren alten Quelle entsprang, fehlt nicht, wie auch sonst der Wald wasserreich ist und zwei ansehnliche Teiche birgt. Die Verhältnisse des einen Teiches geben starken Anlaß, seine Quelle zu untersuchen, ob nicht noch Weihgaben da zu finden sind.

Die in hohem Grade bedeutamen Namen wie Alterhain, Mittelhain, Tempelgrund, Brennelse, Hülßen, Dickwied und Dickerberg sind sorgfältig zu beachten.

Eins der Hünengräber im Walde hatte Steinpackung. Ein zweiter unmittelbar daneben liegender, ganz wie ein Hünengrab aussehender, kreisrunder Hügel wurde auch geöffnet. Es bot sich Herrn Schwanold eine ganz merkwürdige Überraschung: eine Brandstätte so kräftiger Art, daß das tonige Erdreich ziegelsteinartig gebrannt worden ist und durch geschmolzenes Gestein an dem gebrannten Ton schöne Glasurflächen entstanden sind! Eine Erklärung der Erscheinung aus späterem Ziegeleibetrieb an dieser Stelle ist schwer möglich. Die Brandstelle — im Forstort Brennelse gelegen — mag die Unterlage eines Brandstapels, der einem *d a u e r n d* unterhaltenen starken Feuer diente, gewesen sein; denn ohne solche durch einen Dauerbrand erzeugte, sich nicht durch Pausen vermindernde Hitze konnten die Glasurflächen nicht entstehen. Die Brandstelle harret einer besseren Erklärung durch Sachverständige. Wenn eine solche nicht gegeben werden kann, dann werden wir mit der Annahme zu rechnen haben, daß unsere Vorfahren in ihren heiligen Hainen auch Dauer-Feuer hatten, an die sich vielleicht in christlicher Zeit die Sitte der ewigen Lampe angeschlossen hat.

Zu sorgfältiger Beachtung empfehle ich unser zunächst im Maßstabe von 1:2500 (unter Verzehnfachung des Meßtischblattes) hergestelltes und dann verkleinertes Kartenbild (Abb. 56) vom Leistruper Wald. Es ist mit erheblichem Aufwande von Arbeit und Sorgfalt auf Grund der Messung der Lage jedes einzelnen Steins von den Herren F. Wilke, Oberstleutnant Platz und Major v. Donop hergestellt, so daß es den Anspruch machen kann, ein zutreffendes Bild der jetzigen Lage der Steine zu geben. Es hat nicht nur den Wert einer Skizze. Überall, wo es zur Veranschaulichung nötig war, sind auch die sonst herumliegenden, nicht in Betracht kommenden Steine von mehr als etwa einem halben Zentner eingezeichnet. Auf diese Weise kommt für unser Auge ein Bild zustande, welches weitaus lehrreicher und brauchbarer für die Beurteilung ist, als wenn wir den Wald besuchen und uns immer nur vor kleine Teilstücke des Ganzen gestellt sehen, deren Anblick außerdem noch vielfach durch Unterholz und Bäume beeinträchtigt ist. Die Photographie bringt wenig. Schon in der Natur lassen sich gerade Linien feststellen, aber erst auf der Karte zeigen sich ganze Alleen als un-
leugbar vorhanden! Die Gleichartigkeit mit den Steinalleen bei Kerleskau in der Bretagne ist ganz unverkennbar. Ein Urteil, ob in den sich z. B. bemerkbar machenden Kreislagen die letzten Reste zerstörter sogenannter Trojaburgen erblickt werden dürfen, kann ebenfalls nicht durch Ortsbesichtigung, auch nicht durch Erklettern der höchsten Spitzen von Bäumen, und noch weniger durch Flugzeugaufnahmen, sondern nur auf Grund eines Kartenbildes, wie des unserigen, herbeigeführt werden. Die Mehrzahl der Beurteiler entscheidet sich dahin, daß in Berücksichtigung des ganzen Zusammenhanges der Dinge und der Vorbilder, die wir in Südeuropa und in der Bretagne haben, auch an dem einstigen Vorhandensein keltischer Steinkreise im Leistruper Walde nicht zu zweifeln ist. Hier erinnern wir uns an das Feld Truc.

Ähnlich verhält es sich mit dem trümmerhaften Steinkreise auf dem Bärenstein,

5 Minuten von den Externsteinen, dessen Kartenbild ich in der unteren rechten Ecke des Kartenbildes vom Leistruper Walde bringe. Dazu Abb. 60.

Aber den Ausschlag für das Gesamturteil geben die Steinalleen. Bei ihnen handelt es sich in der Mehrzahl um die groben Blöcke, von denen mancher bis zu 25 Zentner schwer ist. Wer wollte die Behauptung wagen, daß die unendliche Mühe der Heranschleifung, Aufrichtung und Ausrichtung solcher Blöcke auch in späteren Zeiten aufgewandt sein könne? Die Skizze unterscheidet die noch nicht umgesunkenen Steine.

Werden aber die Steinalleen anerkannt, dann schwindet das Recht der Bezweifelung der übrigen keltischen Ruinen, und es entsteht für die auf sicherem Boden befindliche



Abb. 60. Steinkreis auf dem Bärenstein

Archäologie die aussichtsreiche Aufgabe der genaueren Durchforschung des alten germanischen Heiligtums; ohne den Hauptwert auf Öffnung der Gräber legen zu müssen.

Der Leistruper Wald wird zu einer Rechtfertigung und Erhebung des Geistes August Schierenbergs. Seine Zeit (die 70er und 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts), voran die meisten damaligen Vertreter der Wissenschaft und wissenschaftliche Vereine haben ihn verhöhnt und als Quertreiber vor die Tür gesetzt. Seine Freunde haben ihn im Stich gelassen. Wer seine Geistesfrüchte benutzte, unterschlug seinen Namen. Sein Schwanengesang als 87jähriger schneidet durchs Herz.

In seiner Jugend hat er hinter dem Ladentisch gestanden. Seine mit unendlichem Fleiß erworbenen Kenntnisse zeigen Lücken und den Mangel an Methode und Ordnung, beim Lesen seiner Schriften wird man hin und her gezerrt. Aber an Geist ließ er seine Kritiker weit hinter sich. Daß der Eddaſchauplaß in Germanien lag, unter-

liegt keinem Zweifel mehr, aber in seiner schnellfertigen Namendeutung kann auch ich ihm nicht folgen.

Die Altertumswissenschaft ist ihm Sühne und Dank schuldig. Deren damalige Vertreter sind verstummt. Bekannt habe ich A. Schierenberg nicht, seine Schriften sind mir erst vor einigen Jahren in die Hände gekommen. Aber ich möchte meinerseits das damals Versäumte nachholen.

Das spätere Theotmalli-Detmold

Dem Ergebnis der Nachforschungen Schierenbergs, daß der Leistruper Wald das alte Theotmalli, Detmold aber dessen Nachfolger, das neue Theotmalli, sei, ist volle Beachtung zu schenken. Auch im alten Germanien wechselten und steigerten sich die Bedürfnisse. Die Täler waren durch ihre fortschreitende Entsumpfung zu menschlichem Gebrauch geeigneter geworden und so begab man sich vom Leistruper Walde ins Werretal.

Vielleicht sind erst in den letzten germanischen Jahrhunderten die großen Hallen angekommen, von denen die Edda redet. Der Helianddichter spricht aus germanischer Anschauung heraus von „hohen Hornsälen“. Bei uns aber sind solche mächtigen Holzbauten nebst der Kenntnis von ihrem einstigen Dasein in der gähnend aufgerissenen Kluft zwischen germanischer und römisch-christlicher Zeit verschwunden. Auch in Detmold sind wir nur auf die Wahrscheinlichkeit angewiesen, daß auf dem alten Friedhof (Bürgerknabenschule) eine Halle größten Ausmaßes gestanden hat. Die Annahme gründet sich auf die Stetigkeit der Verhältnisse, die ja auch durch solche Ereignisse, wie es der Beginn der Westfrankenherrschaft war, nicht gänzlich unterbrochen werden konnte. Wenn auch die Halle niedergebrannt und die Ordnung der Dinge fast restlos zertrümmert war, so lebte das übriggebliebene Volk doch weiter und hatte seine Anlässe zur Zusammenkunft auch außerhalb der Kirchen. Da waren die alten Plätze noch immer die zum Wiederaufbau gegebenen. Oder sollte dort die älteste (Holz-) Kirche Detmolds gestanden haben?

Detmold gehört zu der Zahl germanischer Städte östlich des Rheins und nördlich des Mains, deren Name in der Geschichte der 33jährigen Sachsenkriege erwähnt ist. Hier wurde 780 unentschieden von Karl gekämpft. Denn die Folge der Schlacht war der Rückzug Karls auf Paderborn, wo in den nächsten Wochen ein erwartetes zweites fränkisches Heer eintraf; mit den vereinigten Heeren wurden die Sachsen an der Haase geschlagen. Der Standort der Kirche, die Karl für den Fall des Sieges dem Petrus zu bauen gelobt hatte, ist unsicher geblieben. Man hat auf die Hünenkirche im Lönsberglager bei Ordinghausen, auf eine Kapelle auf dem Jakobsberge der Westfälischen Pforte und auf die Kirche in Heiligenkirchen geschlossen. Vielleicht ist es aber auch die Herrichtung der unteren Grotte der Externsteine zur Kapelle gewesen, woran wegen der (umgewandelten?) Petrusfigur vor dem alten Eingange zu denken wäre. Schierenberg schreibt¹: „In einer kleinen Schrift ‚Excerpte‘ aus anscheinend verloren gegangenen Osnabrücker Chroniken betitelt, gibt nämlich Dr. Weltmann Auskunft über eine Nachricht, die einer Chronik des 12. Jahrhunderts entstammend, von ihr aber älteren Chroniken entnommen ist und sich auf die Schlachten des Jahres 783, bei Detmold und an der Haase bezieht, in denen Karl d. Gr. die Sachsen unter Wittekind be-

¹ A. Schierenberg, Die Kriege der Römer. Reiz u. Koehler, Frankfurt a. M. 1888, S. 6.

siegte. Als Ort der ersten Schlacht nennt der Chronist Gadesmelle statt Thietmelle, und berichtet dann wörtlich weiter, „doch beheil Carolus alsdar den Plafz, warumme he Gode ein Geloffte dede, um dat he em even gebedt gebe van Synen Vianden, he walde Sünne Peter buwen to Godes Ehren einen Tempel der Ewigkeit“.

Das nächstliegende aber ist, daß die Kirche in Detmold selbst erbaut worden ist. Denn wir wissen von einer *Detmolder Kirche*, der Karl die höchste Fürsorge zugewendet hat. Papst Leo, der ihn im Jahre 799 für einige Monate in Paderborn besuchte, wurde von ihm veranlaßt, in der Detmolder Kirche einen Altar zu weihen. Das erfahren wir aus der Lebensbeschreibung des um 1000 lebenden Bischofs Meinwerk von Paderborn, der diesen aus einem großen Stein bestehenden Altar aus Detmold weggeholt und in die Abdinghofer Kirche zu Paderborn verbracht hat.

Die von Schaten¹ zum Papstbesuch wiedergegebene Erzählung, an deren Wahrheitsfern jedenfalls nicht zu zweifeln ist, mutet in hohem Grade rätselhaft an, als ob es um diesen großen Stein eine besondere Bewandnis gehabt habe. Warum beraubt Meinwerk die von dem großen Karl selbst gestiftete und bevorzugte Kirche in Detmold ihres Altars, der für sie höchster Ruhm und Stolz sein mußte? Ist es vielleicht eine besondere, im Vertrauen auf die päpstliche Weihe gewagte Glaubensstat gewesen, gerade diesen großen Stein zu einem Altar zu machen, und hat sich dann die Anziehungskraft dieses Steins — der vielleicht ein heiliger Stein gewesen war — auf die Sachsen in derartig unerwünschter Weise geltend gemacht, daß der tatkräftige Bischof Meinwerk ihn in die Behandlung und Bedienung der Abdinghofer Mönche gab?

Mögen diese Fragen so oder so beantwortet werden, auf jeden Fall war die hohe Bedeutung Detmolds als Volksmahlstätte mit all den zugehörigen Aufgaben und Einrichtungen des alten Glaubens bei der zwangsmäßigen, schnellen Einführung des Christentums ein zwingender Grund, diesen Ort als einen der ersten mit einer Kirche auszustatten unter Beseitigung alles dessen, was zum Fortbestehen des alten Gottesdienstes hätte dienen können.

Aber, wo waren zunächst noch in der Germanenzeit die Feste und Versammlungsplätze des Volkes im Freien?

Es sind Anzeichen vorhanden, die uns auf den Hibdefer Berg führen, und zwar nicht nur die Quellen, die an seinem Nordostabhange in einer für solche Stätten geeigneten Weise vorhanden waren und z. T. noch vorhanden sind, sondern mehrere andere bemerkenswerte Erscheinungen. Das sind die Verhältnisse von Braunenbruch, darunter auch die uns schon mehrfach begegneten Besitzer von Braunenbruch, die Schwarzen; dann die Boden- und Anbauverhältnisse, die Namen der Fluren, die sogenannte Detmolder Warte mit mehreren daneben gelegenen Hüengräbern und schließlich — von ganz unvermuteter Seite kommend — das Dörrenbergische Grabungsergebnis.

Die Familie der *Schwarzen* gehörte zu den bevorzugten, auf das allerreichlichste mit Gütern ausgestatteten Stapeln (Stützen) des Paderborner Klosters. Sie besaßen Braunenbruch, das wie es scheint eigentliche große Hauptgut von Detmold, als Stammgut und dazu Desterholz mit den Holzungsgerechtigten über das ganze zwischenliegende Osninggebirge hinweg als Paderbornisches Lehen. Dann aber auch auffälligerweise mehrere braunschweigische Lehen, die wir wohl mit dem Namen „*heruskische*“ Lehen kennzeichnen dürfen, während das Paderborner Kloster ja mehr

¹ Schaten, *Histor. Jahr- und Kirchengeschichte, Paderborn 1798, S. 34.*

in den einst engrischen (angrivarischen) und um Osning und Eggegebirge gelegenen Gegenden seine Hände hatte. Unsere Aufmerksamkeit wird aufs äußerste gespannt, wenn wir nun hören, daß diese braunschweigischen Lehen in Leistrup, Döringsfeld und Schönemark bestanden, also den mit dem Leistruper Walde zusammengehörigen Markenhöfen! Desterholz, die Markenhöfe des Leistruper Waldes und Braunenbruch in den Händen ein und derselben Familie Schwarz!

Wenn Desterholz, Leistrup, Döringsfeld und Schönemark Kirchengüter waren, aus Markenbesitz heraus, dann dürfen wir wohl die neugierige Frage stellen, ob nicht auch Braunenbruch mit seinem Hiddeser Berge und dem Schwarzenbrink (s. Kap. 15, Beispiel 31) ein Kirchengut gewesen ist. Die Schwarzen hatten ja, wie wir oben sahen, Desterholz „schon immer“ von Paderborn zum Lehen gehabt, d. h. doch wohl, so lange es zum Paderbornschen Besitz gehörte, also zum mindesten seit 1011, oder — von Corvey übernommen — seit Bevos Tode in den Jahren zwischen 826 und 853.

Vor unseren Blicken steigt diese karolingische Zeit der Verschenkung und Verleihung der Markengüter an die Günstlinge westfränkischen und sächsischen Bluts auf. Der Grundsatz war, in erster Linie diejenigen zu bedenken, die bereits das betreffende Gut als Allod innehatten; wenn sie „treu“ waren, lag das im Interesse der Befestigung der neuen Herrschaft. Wir können uns nicht der Annahme verschließen, daß den Schwarzen von ihrem Volke die Kulturgüter in den Marken von Desterholz und vom alten und neuen Theotmalli zur Bewirtschaftung oder Verwaltung anvertraut waren, und daß ihnen dann um ihres Übergangs zu Karls Parteigängern willen die Güter teils als Eigentum, teils als Lehen bestätigt wurden. Auch hier kann ich mich auf Schierenberg beziehen, der bereits — ohne etwas von Desterholz zu wissen! — auf den Namen der Schwarzen aufmerksam geworden war. Es gibt noch Wege, um hinter die Zusammenhänge jener Zeit zu kommen!

Woher der Name Schwarz? Die Schwarzen sind nicht weniger blond oder braun, als die übrigen Deutschstämmigen. Eher könnte man an den alten, ursprünglich mit der Kleidung kaum zusammenhängenden Beinamen der Priester denken, der vielleicht bis in die germanische Zeit zurückreicht, wo Raben und Krähen neben den Eulen die Wahrzeichen der Gelehrsamkeit und der Priester waren. Vielleicht kann aus der Familienforschung heutiger Schwarzen darüber einiges Licht gewonnen werden.

Aber diese ganze Überlegung mag dahingestellt bleiben, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit ändert nichts daran, daß der Hiddeser Berg zu dem Braunenbruch der Schwarzen gehörte, und daß auch noch der jetzige Befund des Hiddeser Berges unserer Annahme, daß hier die Theotmalli-Kultstätte gewesen sei, äußerst günstig ist.

Auf die Quellen des Hiddeser Berges, von denen die eine die geschätzte Eigenschaft einer Heilquelle hat, habe ich schon hingewiesen. Nicht minder wichtig ist es, wenn die Gunst der Umstände einen Wahrscheinlichkeitsbeweis für das Vorhandensein eines geeigneten Kampfsplatzes ermöglicht. Wer von Detmold aus auf dem schmalen Kamm des Berges entlang geht, wird sich davon überzeugen können, daß zunächst überall eine für den Getreidebau ausreichende Humusschicht bis an den Kamm heran vorhanden ist. Von einer Abschwemmung derselben kann keine Rede sein. Dann aber gelangt man etwa 250 m hinter der neugebauten Landstraße vom Wege rechts abbiegend und auf der Höhe bleibend zu einer Bodenerhebung, von wo aus ein guter Überblick über die nächsten 300 m des Kammes bis zur folgenden Erhebung vorhanden ist. Während

bis dahin der oberste Kamm noch Restbestände der ursprünglichen Bewaldung aufweist, haben wir hier unter Verbreiterung des Kammes auf etwa 150 m eine geebnete Fläche. Diese Fläche zeichnet sich durch Fehlen einer fruchtbaren Erdschicht aus, obgleich hier die Neigungsverhältnisse weniger Grund zur Abschwenmung bieten, als sonst auf dem Berge, wo die Humusschicht noch vorhanden ist. Der Besitzer hat eine besondere Futtergrasart auf der ganzen Fläche angebaut, in der Hoffnung, daß dadurch allmählich eine Humusbildung erreicht wird.



Abb. 61. Detmolder Warte

Vom Gutshofe Braunenbruch führt eine z. T. jetzt noch auffällig breite, schnurgerade Straße zu dieser Fläche, an deren Rande ein einsames Haus mit einzelnen uralten Wänden steht, die ebenso gut aus der Sachsenbundzeit stammen können, als aus der nächstfolgenden Zeit. Es heißt Glendshaus, ist im Mittelalter also wohl Ausfärgen-ahl gewesen. Nach Lage der Dinge muß die Entstehung dieser Fläche auf eine mühsame Einebnung zurückgeführt werden, die nicht nur ohne ackerbaulichen Zweck erfolgt ist, sondern geradezu die fruchtbare Ackerkrume beseitigt hat, die — wie es scheint — den darunterliegenden Äckern zugute gekommen ist. Daher müssen wir einen andern Zweck der Einebnung annehmen. Weil ich keine andere Aufgabe sehe, die man durch so großen Kraftaufwand in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit hätte erfüllen wollen, außer der Schaffung eines Kampfsplatzes oder eines Versammlungsplatzes, so stelle ich diese Vermutung zur Erwägung.

Und nun ein hochbedeutungsvolles Ausstattungsstück des Hiddeser Berges, dessen archäo-

logischer Wert in umgekehrtem Verhältnis zu seinem Ansehen und Aussehen stehen dürfte: Die Detmolder Warte! Sie liegt auf Höhenzahl 197,6 an abgelegener Stelle in dichtem Gebüsch versteckt (so daß kein besseres Bild zu haben war) und ist von wenigen Menschen gekannt. Den Altertumsfreunden, die von ihr wußten, mußte sie ein Rätsel sein. Auf sie und damit auf den Hiddeser Berg wurde meine Aufmerksamkeit aufs lebhafteste durch die Tatsache gelenkt, daß der Punkt mit großer Genauigkeit auf der Nordlinie der Teutoburg (Hermannsdenkmal) liegt. Auch die danebenliegenden Hünengräber (Steinhügel) verstärken den Gedanken an eine geweihte Stätte.

Der mit schlechtem oder durch sein Alter schlecht gewordenen Mörtel ordnungsmäßig aufgebaute freisrunde Turmstumpf hat nur $3\frac{1}{2}$ m Durchmesser und im Innern nichts oder einen Schlot, in dem sich kein Mensch aufhalten kann.

Von einer mittelalterlichen Warte, wie wir sie z. B. in der Steinbecker Ruine bei Salzuflen haben, mit dem Zweck, einem oder mehreren Wächtern Aufenthalt und Sicht zu geben, kann also gar keine Rede sein. Dagegen ist es die völlig gleiche Bauart wie die Stümpfe der Warte auf dem Ziegenberge bei Horn und auf dem Dickerberge bei Bartrup. Die beiden letzteren sind besser erhalten und zeigen deutlich den Schlot. Die Dickerbergwarte hat unten ein Loch in der Größe, daß ein Schaf hindurch kann. Mir kam schon vor meinen Forschungen über Bergheiligtümer der Alten beim Besuch der Dickerbergwarte der Gedanke, daß ein solcher Turmstumpf der Sockel für einen Brandstapel gewesen sein könne, dem durch den Schlot Luft zugeführt wurde; er muß dann ein ihn bedeckendes Gitter gehabt haben. Oder ist sonst eine vernünftige Erklärung möglich?

Ist die Dickerbergwarte, wie wir sehen werden (Seite 222), ein „Teufelsturm“ gewesen, so war jedenfalls die Warte auf dem Hiddeser Berge um nichts besser. Über die Bedeutung der Feuerwarten auf den Bergen werden wir in unserem Ortungsabschnitt des näheren zu handeln haben.

Wenn wir nicht zu bedenkliehen Ausflüchten die Zuflucht nehmen wollen, müssen wir die Warte auf dem Hiddeser Berge unbedingt als ein aus der Germanenzeit stammendes Bergheiligtum anerkennen, welches auch um deswillen seine besondere archäologische Bedeutung hat, weil es eben eine von den wenigen Steinbauwerken jener Zeit ist, und obendrein Gebäude mit Kalkmörtel! Unbedingt sage ich, da hier auch keine spätere Überbauung des alten georteten Platzes in Frage kommen kann. Denn sowohl unter christlichem Gesichtspunkte, als auch in Ansehung der Aufgaben einer mittelalterlichen Warte würde ein derartiger Bau sinnlos sein. Die christliche Religion kennt keine Feuertürme. Sicherheitswarten für Städte durften weder unbewohnbar und unbesteigbar sein, noch wurden sie an ungünstigster Stelle abseits der in Betracht kommenden Straßen (hier vor allem des Rippstadter Wegs) erbaut.

Wenn an dieser Stelle die erwünschten Grabungen Funde zutage fördern sollten, so würden sie geradezu den Anstoß zu einer Änderung der üblichen Bestimmung solcher Funde geben können. Daß andernfalls sie als mittelalterlich erklärt werden würden, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, zumal auch bei meiner Auffassung eine verhältnismäßig späte germanische Entstehungszeit der Warte in Frage kommt. Aber die Gründe, daß dieser Bau nicht erst in christlicher Zeit entstanden sein kann, und daß in der späteren Zeit schwerlich eine Verwendung des Baus stattgefunden hat, sind

stärker als das Fundament, auf dem die übliche Bestimmung beruht. Vorweg schon ist uns durch Oberflächensunde vorgeschichtlicher Töpferei und Bewurfstücken der fundarchäologische Beweis geliefert, daß die Stelle als ein Schauplatz germanischer Betätigung angesehen werden muß.

Bei der Bedeutung, die große Findlinge für die kultischen Stätten Nordwestdeutschlands gehabt haben, darf nicht unerwähnt bleiben, daß sowohl am Nordost- als auch am Nordwestfuß der Höhe unterhalb der Warte sich eine ganze Anzahl von Findlingen befunden hat, die bei der Zerstörung von oben dahin geschafft sein können. Einer scheint besonders verwendet gewesen zu sein, da er nach fachmännischer Aussage seine Ringform durch menschliche Bearbeitung erhalten hat.

Schließlich die *F l u r n a m e n*. Auf dem langgestreckten in g l e i c h m ä ß i g e r Höhe verlaufenden Hügelrücken, hat eine Stelle, und zwar die Stelle, wo der Turmstumpf steht, den Flurnamen „Berg“. Rund um diesen Punkt herumgelagert liegen die Flurstücke „Vor dem Berge“, nochmal „Vor dem Berge“, „Auf dem Berge“, „Hinter dem Berge“, „Großer Berg“, „Kleiner Berg“. Die Stelle mit dem Turmstumpf war demnach für die Bevölkerung „Der“ Berg schlechthin — ein unerkennbarer Hinweis auf ihre besondere Bedeutung. An der einen Quelle haben wir den „Lindenort“, wo die Gerichtsstätte gewesen sein dürfte; ferner eine „Saalbreite“, eine „Kohlstätte“ und eine „Selle“. Auf einstige Umhebung des ganzen Berges weisen die Namen Im Knick, Stumperhagen, Ellernhagen und vielleicht auch Nullmeiers Hagen. Dann aber wieder die Bezeichnung „L a n g“! Sie begreift den ganzen Raum von dem mutmaßlichen Kampfsplatz (und zwar in dessen Ausdehnung) bis hin nach Braunenbruch, 300 m breit und 1000 m lang, von der Höhe aus ganz übersichtbar, überall eben, zur einen Hälfte sanft abfällig, zur anderen Hälfte wagerecht. Die auf die Fläche verteilten Namen sind L a n g e w a n d, L a n d e w a n d, L a n g e n k a m p und L a n g e w i e s e. Auch 2 km westlich vom Siddejer Berge, nicht weit vom Schwarzenbrink und der Waldheide, wohin nach Dörrenberg das Germanikuslager reichte, scheint ein Kampfsplatz gewesen zu sein; denn es findet sich dort der Name Langeloh.

Als Bergheiligtum von Theotmali mit seinen der Gottheit geweihten heiligen Flammen auf heiliger Linie angesehen, überragte die Warte den Volksversammlungsplatz und auch die in 400 m Entfernung gelegene oben beschriebene Kampfbahn. Außerdem war sie mit dem Gutshof Braunenbruch auf der Sommwendlinie geortet (131°). Die an ihr Versammelten sahen am festlichen Tage über Braunenbruch und dem Mönkeberge die Sommer Sonne hochgehen. Für die Braunenbrucher war sie das Merkmal für die Umkehr der Winter Sonne dem Frühling entgegen. Gleichzeitig war dann wohl der Suno der den Mönkeberg umwohnenden Sippen mit seinen Leuten bei dem dortigen Bergheiligtum festlich versammelt, denen wiederum das Heiligtum auf dem Dörenberge bei Sternberg (Kap. Heilige Linien, Beispiel 15) als Mal der Sonnenwende diente. Das zum Mönkeberge gehörige Allod war Röhrentrup, von wo aus der zum Bergheiligtum führende Weg noch jetzt deutlich erkennbar ist. Der heilige Hain ist zur Hälfte an Röhrentrup gefallen, zur Hälfte als Streubesitz zum staatlichen Forste geworden. Die Grenze läuft über die Stätte des Mals auf dem Mönkeberge und war vielleicht auch die Grenze zweier Hunschaften, die hier ihr gemeinsames Heiligtum hatten. Sie ist als Wall noch vorhanden. Auch der Name des Berges ist zu beachten. Wurde Mönchshilfe zu seiner Entgrenzung für nötig befunden, war hier

klosterlicher Besitz oder ist der Name verstümmelt? Ich habe es nicht in Erfahrung bringen können.

Der auf dem Rehberge liegende Nordpunkt für Teutoburg und die Feuerwarte von Theotmali bietet leider kaum noch etwas Bemerkenswertes, da die Hauptstelle Acker geworden ist. Aber der „versteckte“ Weg und das Allod des Suno in Papenhausen ist ebenfalls noch jetzt — auch durch zusammengesleppte Findlinge und andere Anzeichen — zu erkennen.